

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 93 (1997)
Heft: 1

Artikel: Das Bild der Menschen in der Volksliteratur
Autor: Lüthi, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bild des Menschen in der Volksliteratur*

Von Max Lüthi

Wenn die philosophische Fakultät I der Universität Zürich es für gut befunden hat, der europäischen Volksliteratur eine Professur einzuräumen, wenn Erziehungsbehörden und Regierungsrat diese Anregung aufgenommen und verwirklicht haben, so darf die Öffentlichkeit den Anspruch erheben, Genaueres über Wesensart und Bedeutung der Volksliteratur zu erfahren. Die Antrittsvorlesung gibt Gelegenheit, den Begriff Volksliteratur zu umreissen und ihre Stelle im Rahmen des menschlichen Daseins anzudeuten.

Volksliteratur: Beim ersten Hören könnte man meinen, es handle sich um Volkslesestoff, um Kalendergeschichten und Illustriertenromane, um billige Heftchen, die man am Kiosk kauft und in der Strassenbahn liest, um Krimis und Sciencefictions, um Heimatromane und Liebesromanzen. Es ist in der Tat nicht zu leugnen, dass die sogenannte Trivilliteratur, der Massenlesestoff, die Aufmerksamkeit des Wissenschaftlers, des Literaturhistorikers ebenso wie des Volkskundlers und des Sozialpsychologen, durchaus verdient. Es ist wichtig zu erkennen, welche Lese Stoffe das Gemüt und den Geist der grossen Massen beschäftigen, wie sie beschaffen, wie sie stilisiert sind, was für Motive und Themen in ihnen vorherrschen. In den letzten Jahren hat denn auch die Trivilliteratur die Aufmerksamkeit der Wissenschaft in wachsendem Mass gefunden. Wer aber von Volksliteratur spricht, von *littérature populaire*, von *folk literature*, der meint zunächst durchaus nicht solchen Volkslesestoff, sondern er denkt an Literaturgattungen, an deren Formung das Volk einen wesentlich grösseren Anteil hat, an Literaturformen, die vom Volke selber getragen, die von ihm mitgestaltet werden oder worden sind: An Sagen, Legenden, Märchen, an Schwänke, Witze, Anekdoten und persönliche Erinnerungen, an Sprüche, Sprichwörter und Rätsel, und zudem an Volkslieder und Volksschauspiele. Volksliteratur ist also, entgegen der wörtlichen Bedeutung von *littérature*, im wesentlichen nicht geschriebene, sondern gesprochene Dichtung. Wohl rechnet man geschriebene Sprüche, also Inschriften oder Aufschriften auf Häusern, Truhen, Gläsern oder Gebäck auch zur Volksliteratur. Aber der Anteil solcher Schrift gewordenen Volksliteratur tritt weit zurück hinter der von Mund zu Mund überlieferten gesprochenen Dichtung. Prägungen, die eine Zeitlang mündlich überliefert werden, machen die verschiedensten Wandlungen durch, sie werden von denen, die sie gebrauchen oder überliefern, umgestaltet und sind daher in weit höherem Grade Besitz des Volkes als der blosse Volkslesestoff. Lieder werden umgesungen, Schwänke werden nuanciert, angereichert, umgebogen, Märchen werden je nach

* Dieser Vortrag wurde, mit geringfügigen Kürzungen, am 23. November 1968 an der Universität Zürich als Antrittsvorlesung gehalten. Seine äussere Form ist hier nicht verändert. Erstmals in SAVk 65 (1969), 75–91.

dem Kreis der Zuhörer und nach der Individualität und Stimmung des Erzählers anders dargeboten. Manches zersetzt sich, wird zersprochen, zerzählt, zersungen, manches andere aber entwickelt sich, wird zurechterzählt, zurechtgesungen. Welches auch der Ursprung der im Volk umlaufenden Dichtung sei – sie ist zum Teil gesunkenes Kulturgut, zum Teil aber in sogenannten Unterschichten entstanden – an der Umgestaltung der gesprochenen Literatur hat das anonyme Volk Anteil. Das legt es nahe zu fragen, wie das Bild des Menschen in ihr sich ausprägt, was für Züge menschlichen Selbstverständnisses in der Volksliteratur zur Geltung kommen.

Zum Begriff Volk nur ein knappes Wort. Er ist in den letzten Jahrzehnten – der Zürcher Volkskundler Richard Weiss hat massgebend mitgewirkt dabei – psychologisiert worden. Man denkt heute nicht mehr ausschliesslich an soziale und kulturelle Unterschichten, sondern spricht vom Unterschichtlichen in jedem Menschen, nicht mehr nur von vulgus in populo, sondern auch von vulgus in individuo. «Der eigenwilligste Sprachgestalter und Dichter», sagt Richard Weiss in der Einleitung zur «Volkskunde der Schweiz», «bedient sich seiner an Gemeinschaft und Tradition gebundenen Muttersprache.»¹ Volkslied, Volkssage, Volksmärchen sind nicht nur bei Bauern, Handwerkern, Mägden und Vagabunden zu Hause. In jedem von uns ist unterschwellig etwas von einem Bauern und etwas von einem Vagabunden. Dass Volkslieder und Volksmärchen immer wieder, und vor allem sei dem 18. Jahrhundert, seit die Aufspaltung der menschlichen Ganzheit fühlbar und bewusst wurde, in die höhere Literatur aufgestiegen sind, ist ein Zeichen dafür, dass man sie nötig zu haben glaubt. Die Erforschung der Volksliteratur trägt bei zur Erforschung des Menschen überhaupt.

Wir stellen die Frage, ob in den verschiedenen Gattungen der Volksliteratur ein Bild des Menschen erscheine, *ein* Bild des Menschen oder unterschiedliche, vielleicht gegensätzliche Bilder, von einander abweichende oder irgendwie zusammenklingende Interpretationen des menschlichen Daseins.

Als eine Sammlung von Kleinkommentaren zum menschlichen Leben ist seit je das Sprichwort aufgefasst worden. Da es zudem heute noch in aller Munde lebt, während andere Gattungen der Volksdichtung ins Buch oder in die Kinderstube abgedrängt worden sind, stellen wir es voran und widmen ihm eine einlässlichere Betrachtung. Man hat sich darüber gestritten, wie weit das Sprichwort Anruf sei, Aufmunterung und Trost, moralischer oder zynischer Zuspruch, und wie weit nur Weisheits- oder Klugheitsspruch, philosophia vulgaris, nüchterne oder resignierende, bittere oder ironische Feststellung: So geht es zu in der Welt, Empirik also. Natürlich ist es beides, Erfahrungssatz und Zuspruch, oft auch Kritik – zum Beispiel Sozialkritik – wohl kaum je *blosse* Empirie, wie André Jolles es von seinem Schreibtisch aus gesehen hat, sondern fast immer zugleich auch Didaxis, wie Matilde Hain es in ihrer dörflichen Feldforschung beobachten konnte, belehrender Zuspruch an andere oder an sich selber.² Über alle nationalen, regionalen, individuellen und historischen Unterschiede hinweg darf man sagen, das Sprichwort, oder genauer: die Träger des Sprichworts, und wer von uns gehörte nicht zuzeiten zu ihnen, die Träger des Sprichworts sehen den Menschen als einen des Zuspruchs

Bedürftigen und für Zuspruch Empfänglichen. Und damit ist ein weiteres schon gesagt: Wer Sprichwörter gebraucht, sieht sich selber und den Angesprochenen als einen in Tradition und Gemeinschaft Eingebetteten. Nicht selten wird die Vertrautheit zwischen dem Sprecher und dem Angesprochenen und damit auch zwischen ihnen und einer grösseren Gruppe dadurch betont, dass man auf ein Sprichwort nur anspielt, ohne es voll auszusprechen. «Kinder und Narren...» Der andere ergänzt stillschweigend «...sprechen die Wahrheit». Wenn das Sprichwort schon als solches aus Gemeinbesitz stammt und Gemeinschaft stiftet, so lässt die Sprichwortanspielung das Einverständnis zwischen den Gesprächsführenden und ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe noch deutlicher werden.³ Wer im Gespräch einfließen lässt: «De gustibus non est disputandum» oder «De mortuis nil nisi bene» bekennt sich zur Familie der Lateinkundigen. Auch diese Sprichwörter werden oft nur fragmentarisch zitiert, ja es ist fast schon ein Gebot der Höflichkeit geworden, sie fragmentarisch zu zitieren. Wer nur sagt: «De mortuis...» oder «De gustibus...», der traut dem andern zu, dass er das Sprichwort nicht nur verstehe, sondern selber zu ergänzen wisse. Es ist feiner, auf ein Sprichwort nur anzuspieren; ein Sprichwort in vollem Wortlaut zu zitieren, gilt heute als altfränkisch und bäuerlich, in der Stadt und bei den Jungen nimmt der Sprichwortgebrauch ab. Die Sprichwortanspielung aber – sie kennt auch andere Formen als die des Sprichwort-Bruchstücks⁴ – hat eine gewisse Finesse und Eleganz, ein Stück Snobismus steckt in ihr. Darüber hinaus aber ist sie, pointierter noch als der gewöhnliche Gebrauch des Sprichworts, eine Demonstration des Einverständnisses.

Noch haben wir überhaupt nicht vom Inhalt der Sprichwörter geredet. Schon der reine Tatbestand, dass Sprichwörter geprägt und gebraucht werden, zeigt, wie ihre Träger sich selber und ihre Partner verstehen, was für ein Bild vom Menschen sie haben. Sie sehen und verstehen ihn als Gemeinschaftswesen, als einen, der sich durch den in örtlicher oder menschheitlicher Tradition geäußerten Erfahrungsschatz ansprechen lässt und der auch erwartet, in solcher Weise angesprochen zu werden. Er lässt sich trösten oder aufmuntern, anstacheln, aufrütteln oder manipulieren, zu schönem oder schändlichem Tun ermutigen. Die sogenannten unmoralischen Sprichwörter: Man muss mit den Wölfen heulen, Not kennt kein Gebot, Catch as catch can, Quant on tient l'oiseau, faut le prendre, Sälber ässe macht feiss, Business is business, diese als amoralisch oder antimoralisch bezeichneten Sprichwörter haben mehr als ein Gesicht, schön als solche, und erst recht je nach dem Sprecher und der Situation, in der sie gesprochen werden. Sie werden nicht immer nur zynisch, sie können auch humorvoll verwendet werden – der schweizerdeutsche Spruch zum Beispiel wird mit Vorliebe auf das Ässmänteli eines Kindes gesetzt, für welches das Essen noch eine Pflicht und Tugend ist. Derartige Sprichwörter sind zum Teil auch Anzeichen für das Bedürfnis des Menschen, sich zu rechtfertigen, vor sich oder vor anderen («Wir sind alle nur Menschen»). So verstehen auch sie noch den Menschen als einen, der sich von ethischen Forderungen ansprechen lässt.

Diese aus der Existenz und dem Gebrauch des Sprichworts gewonnenen Einsichten scheinen mir wesentlicher als alle aus den inhaltlichen Aussagen der

Sprichwörter abgeleiteten Verallgemeinerungen. Der Hispanist Werner Krauss glaubt sagen zu müssen: «Die geistige Grundhaltung des Sprichworts ist... das Misstrauen.» Ähnliches hat der Sagensammler Arnold Bächli im Blick auf die Volkssage geäußert; er denkt dabei vor allem an das Misstrauen gegen die Nachbarn – sie sind es, die das Vieh im Stall krank machen.⁵ Krauss sagt: Das Misstrauen «beginnt beim Nachbarn und endet bei Gott.» Wer all das Gift bedenkt, welches das Sprichwort gegen Berufe, Stände, Völker und gegen das andere Geschlecht verspritzt, der ist geneigt, Krauss rechtzugeben. «Die kleinen Diebe hängt man, die grossen lässt man laufen.» «Juristen sind böse Christen.» «Point d'argent, point de Suisse.» «Es ist nur *ein* böses Weib auf der Welt, aber jeder meint, er habe es.» Bei manchen dieser Bosheiten jedoch ist, ähnlich wie bei den harmlosen Ortsneckereien, Humor im Spiel. Das letztgenannte Beispiel visiert zwar die Frau, trifft aber, selbstironisch, in Wirklichkeit den Mann mit. An die Seite des Misstrauens, auch das betont Krauss, und nicht er allein, treten die Resignation und der Entschluss, sich anzupassen. Tatsächlich sind viele Sprichwörter schon in ihrer Formulierung so etwas wie sprachgewordene Resignation, sprachlicher Ausdruck des sich Fügens und sich Anpassens. Ich meine einerseits die vielen Identitätssätze: Geschäft ist Geschäft, Kinder sind Kinder, sicher ist sicher – andererseits die zahlreichen Sprichwortprägungen mit «man muss»: Man muss sich nach der Decke strecken; Il faut étendre ses pieds selon ses draps; Man muss mit den Wölfen heulen; Il faut hurler avec les loups; Bisogna urlar co'lupi; Il faut laisser le moutier où il est; Me mues immer mache, das d'Chile zmitts im Dorf bleibt; Me mues de Lüte de Lauf la und de Nare de Gang; Me mues der Hund la wi-n-er si gwänet ist. Aber daneben kann oder konnte man auch hören: Me mues im e böse Hung es Stückli Brot is Muul wärfe. Heute würde das – Redensart statt Sprichwort – heissen: Das machen wir mit Trick Siebzehn. Oder: Gewusst wie. So stehen neben den zahlreichen Sprichwörtern, die den Menschen als Resignierenden oder als Anpasser darstellen und ansprechen, andere, die ihn ermuntern und aufrichten, und sie werden mindestens ebenso häufig gebraucht: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott; Frisch gewagt ist halb gewonnen; Nüt nalah gwinnt; Geteiltes Leid ist halbes Leid; Chagrin partagé, chagrin diminué; plaisir partagé, plaisir doublé. Den Wechsel in der Wahl der Sprichwörter im Ablauf der Epochen und im Durchgang durch die Lebensalter zu untersuchen, wäre eine Forschungsaufgabe. Dass auch einzelne Sprichwörter gegeneinander ausgespielt werden können, ist bekannt: Wohltun trägt Zinsen – Undank ist der Welt Lohn; Jung gefreit hat niemand gereut – Jung gefreit hat gar oft gereut; Hoffen und Harren macht manchen zum Narren – Mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen. Derartige Sätze mögen bewusst als Gegenbilder geschaffen worden sein, so wie manchen anderen Sprichwörtern ironische Schwänzchen angehängt wurden: Arbeit macht das Leben süß – und Faulheit stärkt die Glieder; Morgestund het Gold im Mund – und Blei im Chrage; Gott erhaltet alli, aber sumi nume schlächt («sumi» = manche, englisch some). Solche Anhängsel zeugen nicht nur von dem Humor in der Welt des Sprichworts, sondern auch von dem Bewusstsein, dass keine Aussage absolute Geltung hat. Die einander widersprechenden Sprichwörter fließ-

sen aus der Verschiedenheit der Charaktere, der Schicksale, der Situationen, der menschlichen Möglichkeiten und aus dem Wissen um sie.

Ein Letztes zum Sprichwort: In ihm äussert sich der Mensch als Erkennender. Das Sprichwort ist ein vorzüglicher Psychologe und Anthropologe. Es ist Klugheitsrede, es tut schon rein durch seine Existenz dar, dass der Mensch nicht nur zum Handeln und Erleiden bestimmt ist, sondern zugleich zum Erkennen, zur Selbstbeobachtung ebenso wie zur Fremdbeobachtung. Für die Helläugigkeit des Sprichworts – der böse Blick ist eine Seite dieser Klarsicht – drei Beispiele. Zwei aus der Familiensphäre: En Stiefmueter macht au e Stiefvater. Und: Eine Witwe ist ein niedriger Zaun, über den alles springt. Wenn diese beiden Worte aus Einsicht und lebendigem Mitgefühl entspringen, so nimmt ein anderes geradezu ein Ergebnis der modernen Gruppenpsychologie voraus: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. In der Fachsprache der heutigen Rollentheorie lautet das – ich zitiere Peter R. Hofstätter – «Die Vorzugsstellung des Inhabers der Position A ist von dessen Persönlichkeit weitgehend unabhängig». ⁶ Das Parallelzitat mag auch etwas von der Vorzugsstellung des Sprichworts in der sprachlichen Prägung sichtbar gemacht haben. «Wem Gott ein Amt gibt, raubt er den Verstand», sagt Erich Kästner ⁷ – jeder sieht die Berechtigung der Parodie, sie zeigt eine andere Möglichkeit, aber das Sprichwort hat hier den weiteren Blick; Kästner fungiert nur als Psychologe, das Sprichwort als Psychologe und Soziologe zugleich.

Das Menschenbild, das in der Welt des Sprichworts zur Erscheinung kommt, hat viele Farben und Schattierungen. Jeder einzelne kennt eine stattliche Zahl von Sprichwortprägungen. Je nach der Auswahl – sie wechselt von Individuum zu Individuum ebenso wie von Ort zu Ort, von Nation zu Nation und von Epoche zu Epoche – entsteht ein etwas anders getöntes Bild. Gewisse Züge, insbesondere der des Sichanpassenmüssens oder -wollens, treten stärker hervor als andere. Aber über alle inhaltlichen Aussagen hinaus ist das Sprichwort *als solches* ein Ausdruck des menschlichen Selbstverständnisses. Als Sprichwortschöpfer und -empfänger versteht sich der Mensch als einen Erkennenden, zugleich als einen, der anrufen und sich anrufen lassen will, und das heisst zweierlei: er fühlt sich an Gemeinschaft und Tradition gebunden und anerkennt ein Seinsollen.

Ähnlich ist auch die Schöpfung und Verwendung der Form *Rätsel* schon an sich ein Akt menschlichen Selbstverständnisses. Indem er Rätsel stellt und sie löst, demonstriert der Mensch, dass das Schwierige zu bewältigen, dass das scheinbar Sinnlose oder Widersinnige sinnvoll sei. Das Wesentliche am Rätsel ist, dass es lösbar ist. Der Mensch sieht und betätigt sich als Rätsellöser, und das heisst wiederum: als Erkennender, sei es nun auf Grund seines Scharfsinns oder seines Wissens. Es gibt freilich auch die Parodie des Rätsels, das Scherzrätsel, das sinnlose, absurde Antworten fordert: Warum hat ein Elefant ein graues Fell? Damit man ihn von der Blaubeere unterscheiden kann. Wenn auch solche Scherzfragen heute besonders beliebt und verbreitet sind, so handelt es sich, im ganzen gesehen, bei ihnen doch um eine Randerscheinung. Das Scherzrätsel ist eine wichtige *Ergänzung* des Rätsels. Wie die Sprichwortparodie die Sicherheit des festgefügtten Sprichworts in Fra-

ge stellt, so schränkt das Scherzrätsel die Selbstgewissheit dessen, der sich zum Rätsellöser berufen fühlt, ein. Aber das Scherzrätsel lacht nicht nur über das Rätsel und die Rätsellöser, es lächelt auch über sich selber. Es nimmt sich nicht ganz ernst, während das echte Rätsel in seinem Ablauf von Frage zu Antwort fast als Offenbarung wirken kann: die Widersprüche werden aufgelöst, das Sinnwidrige oder Sinnlose erweist sich als sinnvoll. Eine der Wurzeln des Rätsels wird in den Fragen, die mit Initiationsriten verbunden waren, gesucht. Das Spiel des Rätsellösens hat auch heute ein wenig den Charakter einer Initiation. Der Befragte, gleichgültig ob er die Lösung selber findet – oft ist das gar nicht möglich – oder ob er sie aus dem Munde des Fragestellers erfährt, wird in ein Geheimnis eingeweiht. Rätselstellen und -lösen ist eine Übung des Geistes; es zeigt, dass der Mensch sich berufen fühlt, seinen Geist spielen zu lassen, und dass er dabei nicht nur auf die eigenen Kräfte vertraut, sondern auch auf die Bereitschaft anderer, und gerade der Rätselsteller selber, ihm zu helfen. Wiederum also versteht der Mensch sich als gemeinschaftsbezogen. Die Beliebtheit des Rätsellösens in breiten Kreisen zeigt, dass alle Menschen geneigt sind, sich von dieser Geistesbeschäftigung faszinieren zu lassen. Das Volksrätsel – in seiner traditionellen Form ist es einfacher, weniger vielgliedrig und meist unbestimmter als das Kunsträtsel – hat sich beharrlich gehalten, es hat von Epoche zu Epoche, so auch in unserer Zeit, neue Formen entwickelt, ein Zeichen, dass nicht nur ein paar Auserwählte, sondern die Menschen als solche sich als Rätsellöser verstehen.

Wenn das Stichwort Misstrauen sich schon für die Gattung Sprichwort als zu eng erwies, so erst recht für die Gattung *Sage*. Eine Sage ist nicht blosse Gebrauchsform wie das Sprichwort, sondern eine eigentliche Erzählung. Sie entwirft ein Bild des Menschen sowohl in ihren einzelnen Ausprägungen wie auch als ganze Gattung. Sprichwort und Rätsel sind, dafür zeugt schon ihre feste Formung, trotz aller Bitterkeit im einzelnen, im ganzen ein Zeugnis menschlichen Selbstvertrauens. In der Gattung Sage hingegen ist Zentrum ein Ungeheures, das in den Bereich des Menschlichen hereinragt oder einbricht und dem der Mensch in den meisten Fällen nicht gewachsen ist. Prototyp der Volkssage ist die numinose Sage; ein schwer begreifliches Etwas, das einer ganz anderen Welt anzugehören scheint, wird gesehen oder gehört oder gespürt, es kann nach uns greifen, es verstört, zerstört, wirft den Betroffenen in Krankheit und Tod. Wenn auch mitunter ein freundlicher Kontakt mit mythischen Wesen dargestellt wird, er bleibt doch spannungsvoll und wird oft gestört. Und wenn in schwankhaften Sagen der Mensch den Jenseitigen übertölpelt, sei dieser ein Faun, ein Riese oder ein brückenbauender Teufel, so sind das Randschnörkel; die grosse Mehrzahl aller Volkssagen – sie sind von den Heldensagen der Hochliteratur zu trennen – zeigt einen gefährdeten Menschen. Er ist dem Einbruch einer unheimlichen Welt preisgegeben, er wird erschüttert und gezeichnet; aber eben deshalb wird er zu einem Sucher, zu einem Fragenden. Er möchte deuten und verstehen, dringt jedoch nur ein Stück weit in die fremde Welt ein. Wenn man dem Sprichwort eine resignierte Haltung zugeschrieben hat, so ist von der Volkssage gesagt worden, in ihr leide der Mensch mehr als dass er handle.⁸ Das ist

gewiss richtig, aber es muss sogleich hinzugefügt werden, dass im Bereich des Weltverstehens der Mensch der Sage aktiver ist und weiterdringt als etwa der Märchenheld. Dieser macht sich keine Gedanken über die ihm begegnenden Jenseitigen und die sich einstellenden Wundervorgänge, ihm scheint alles selbstverständlich zu sein. Der Mensch der Sage aber ist ein Grübler, er tastet sich heran an Ungreifbares und lässt sich erschüttern von Ungeheurem. Die Aktivität des Sagenmenschen liegt in seinen Emotionen und in seinen Versuchen, sich mit einem Übermächtigen auseinanderzusetzen. So äussert sich in der Volkssage ein anderes Selbstverständnis des Menschen als im Sprichwort und im Rätsel. Es ist ein unsicherer und ungesicherter Mensch, der hier erscheint, aber eben deshalb ein Ergriffener, ein Fragender und Forschender. Dass die Sage wie der Volksglaube Krankheit in Viehstall auf Hexerei, auf Zauberei zurückführt, ordnet sich in doppeltem Sinn hier ein: Der Mensch der Sage steht nicht nur jenseitigen Mächten ungesichert gegenüber, er fürchtet sich auch vor den Mitmenschen. Und auch hier versucht er zu ergründen, er sucht die Ursache des Übels und macht tastende Versuche, sich zu sichern. Der Mensch der Sage wurzelt in einer engen Gemeinschaft, in der er neben Gegnern auch Helfer hat, und ist doch im letzten einsam.

Wenn in der Sage als Gattung die Not des Daseins zur Darstellung kommt, so zeigen die einzelnen Erzählungen die verschiedensten menschlichen Haltungen in der Auseinandersetzung mit dieser Not: Angst, Ratlosigkeit, Flucht, aber auch Vorwitz, Übermut, Hybris, und schliesslich wirklichen Mut, sei es Mut des Zupackens oder des Aushaltens oder des Sichopfens, sei es der Heldenmut des Outlaws, die Unerschrockenheit des Kapuziners oder der Opfermut einer Mutter. Zu der Not des Daseins gehören auch die Verführungen des Daseins. Neben den primitiven Keimformen der Sage – einer erzählt, dass er an einer bestimmten Stelle eine unheimliche Gestalt gesehen habe – stehen ausgegliederte Grossformen wie die in vielen Varianten verbreitete Blümlisalpsage. In eindrucklicher Übersteigerung wird in ihr eine dem Leben innewohnende Verführung dargestellt – der Senn verwöhnt seine Liebste und hat für die darbende Mutter nur grässlichen Hohn übrig – da vereist die fruchtbare Alp. Das Bild der Vergletscherung ist doppelt verankert, es entspricht gleichzeitig dem Charakter der Alpenlandschaft und der Kälte des Herzens. Das aetiologische Bedürfnis, das der Sage eigene Forschertum, spielt herein, zugleich aber wird ein Bild des Menschen entworfen – die einsame Mutter ist der Not des Daseins preisgegeben, noch schrecklicher aber ist der Senn zuerst der Verführung ausgeliefert und dann, mit seiner ganzen Umwelt, der tötenden Vereisung.

Ein völlig anderes Bild des Menschen erscheint im *Volksmärchen*. Zwar ist der Held des Volksmärchens vorzugsweise ein Mangelwesen, der Jüngste, Zurückgesetzte, Dumme, Faule oder wenigstens dumm Scheinende, er ist Aschenputtel oder Grindkopf, und zudem oft den Nachstellungen übler Geschwister oder einer bösen Stief- oder Schwiegermutter ausgesetzt. Aber er übersteht schliesslich alle Gefahren – in Grenzfällen wird er vom Tode auferweckt – und gelangt zum Königtum. Der Grindkopf erweist sich als Goldener, er hat in Wirklichkeit goldene Haare, und Aschenputtel verfügt über die herrlichsten Kleider. In die Sprache der modernen

Biologie übersetzt: Das Mangelwesen – oder «Mängelwesen» – hat gerade als solches die Voraussetzung, über alle anderen hinauszuwachsen. Das Volksmärchen zeigt den Menschen als einen zwar vor mannigfache Prüfungen Gestellten, aber letztlich in der Welt wohl Aufgehobenen, Geborgenen. Mag seine nächste Umgebung ihm feindlich sein, aus Natur und Kosmos fliessen ihm Hilfen zu, Sonne, Mond und Sterne beschenken ihn, und auch andere Jenseitige, seien es redende Tiere oder wissende alte Frauen oder Männlein oder sei es gar die liebliche Tochter eines Ungeheuers, spenden ihm Gaben und Hilfe. Der Märchenheld kennt die Zusammenhänge der Welt nicht und forscht nicht nach ihnen, aber er vertraut sich ihnen an, und sie tragen ihn. Er verharrt nicht wie der Sagenmensch in der heimatischen Landschaft, er wandert hinaus ins Unbekannte, und oft kennt er auch seine eigenen Fähigkeiten nicht. Aber gerade weil er nirgends verwurzelt ist, ist er offen für jede Begegnung. Seine Isolation gibt ihm die Freiheit, jederzeit in die jeweils wesentliche Beziehung zu treten. Nonsavoir und Hilflosigkeit werden ihm nicht zum Verderben, sondern im Gegenteil zum Heil. Sein Nichtwissen schützt ihn vor Verwirrung, und seine Hilflosigkeit zieht wie ein Magnet die Helfer herbei. Der Märchenheld braucht sich nur weinend an den Wegrand zu setzen, und schon erscheint jemand, der sich nach seinem Kummer erkundigt und ihn berät, ihm ein Zaubering überreicht oder die Aufgabe an seiner Stelle löst. Die negativen Vorzeichen des Märchenhelden sind die Grundlage seines Erfolgs.

Daraus, dass das Volksmärchen den Menschen als ein zum Erfolg berufenes Mangelwesen sieht, ergibt sich von selber, dass es ihn auch als ein Umwegwesen kennzeichnet. Entweder macht der Märchenheld selber Umwege, versagt bei seinen ersten Unternehmungen – aber dieses Versagen noch wird ihn weiter führen, als wenn er von vornherein sich richtig verhalten hätte. So verfehlt der jüngste Königssohn im Grimmschen Märchen vom goldenen Vogel – es repräsentiert einen international stark verbreiteten Typus – die Lösung der Aufgabe, er wird, weil er den Rat eines sprechenden Fuchses missachtet, beim Raub des goldenen Vogels ertappt; nun muss er ein goldenes Pferd herbeischaffen, und wieder versagt er; um sein Leben zu retten, nimmt er es auf sich, eine schöne Königstochter zu entführen. Die Dinge entwickeln sich schliesslich so, dass er all die Kostbarkeiten, die er für andere holen musste, für sich selbst gewonnen hat; gerade weil er zuerst versagt, führt seine Bahn ihn weiter, über das ursprüngliche Ziel weit hinaus. In anderen Erzählungen sind die Geschwister oder Gefährten des Helden Träger der untauglichen Versuche. Da das Märchen seine Gestalten nicht als Individualitäten, sondern als Figuren zeichnet, dürfen wir ohne weiteres so weit gehen, in ihnen zusammengefasst das Bild des Menschen zu sehen. Ob wir weitergehen dürfen in der symbolischen Ausdeutung des Märchens, ist Ermessensfrage. Spiegelt es Entwicklungsvorgänge, zeigt es den Menschen als einen zur Reifung Bestimmten, stufenweise sich Entfaltenden? Stellt es den Vorgang des Reifens zur Ganzheit dar, wie die Psychologen Jungscher Richtung wahrhaben wollen?⁹ Manches spricht dafür; aber es ist nicht im gleichen Masse evident wie die Geborgenheit des Menschen im Weltganzen, wie seine Isolation und Allverbundenheit, seine universale Bezie-

hungsfähigkeit gerade in der Isolation. Es ist dies eine Aussage nicht einzelner Märchen, sondern der Gattung als solcher. Immer noch ist das Volksmärchen geistige und seelische Nahrung ungezählter Kinder. Da ist es gewiss bemerkenswert, dass diese Kinder in einem Alter grösster Empfänglichkeit den Menschen zu sehen bekommen als seinem Wesen nach nirgends fest verwurzelt, aber kontaktfähig, punktuell immer wieder mit Helfergestalten in Berührung kommend; als ein Mangelwesen, das gerade als Mangelwesen zu königlicher Entfaltung bestimmt ist.

Von den übrigen Gattungen der Volkserzählung sei nur noch der *Schwank* gestreift. In ihm erscheint in vielen Formen das Behagen des Daseins. Lust an gutem und vielem Essen und Trinken, Freude am üppigen Sichaussleben überhaupt und auch Lust am Spielenlassen eines einfallsreichen Geistes vereinen sich nicht nur im Shakespeareschen Falstaff, sondern auch in der Grimmschen Figur der klugen Gretel. Alles rollt wie von selber ab, das Geistesvergnügen ist ebenso unbeschwert, ist ebenso beweglich wie der sinnliche Genuss. So kommt es nicht von ungefähr, dass manche Schwänke sich der Kettentechnik verschreiben, die mühelos eines sich ans andere reihen lässt. Behagen des Daseins – aber der Schwank lächelt, wie das Sprichwort, nicht selten über sich selber. Er verlacht nicht nur verstiegene Geistigkeit und starre Konvention, er weiss, dass man sich wie in ihnen so auch im blossen Behagen verlieren kann. Auch dafür gibt es unter den Grimmschen Schwankmärchen Belege: Die schlaf- und essfreudige kluge Else verliert eben dadurch, dass sie ganz im Essen und Schlafen aufgeht, ihre Identität. Wie übermütig der Schwank sich auch gibt, nicht selten ist dicht unter der Oberfläche etwas von der Tragik des menschlichen Lebens verborgen. So in den Geschichten vom Boten ohne Adresse oder vom Boten ohne Auftrag. Auf der Suche nach dem grössten Narren stösst man auf einen Mann, der in geschäftiger Eile mit einem wichtigen Auftrag dahinrennt. Als man ihn aber fragt, wohin und wem er den Brief zu bringen habe, merkt der Eilende erst, dass er das gar nicht weiss. Ein anderer kennt und erreicht zwar sein Ziel, aber er hat keine Botschaft mitbekommen.¹⁰ Die Narren werden verlacht in diesen Schwänken. Aber die Ahnung, dass der Mensch als solcher ein derartiger Narr sein könnte, ein Bote ohne Auftrag oder ein Bote ohne Adresse, steht nicht fern. Doch sei klargestellt, dass der volkstümliche Schwank an sich durchaus nicht dazu neigt, das Dasein als absurd zu sehen; im Gegenteil, er lacht über Absurditäten, gerne führt er Absurdes ad absurdum.

Sprichwort, Rätsel, Sage, Märchen, Schwank – es ist nicht nur ein vielfältiges, es ist auch ein widersprüchliches Bild des Menschen, das in ihnen erscheint. Schon innerhalb der Gattungen ist dieses Bild nicht einheitlich. Die Versuche, es zu vereinheitlichen, gelingen nicht ganz. Wohl kann man sagen, wie z. B. Hermann Bausinger es tut, das Sprichwort sei eben eine nur «partiell gültige Lebensregel», die einander widersprechenden Sprichwörter seien verschiedenartigen Situationen angepasst, die Fülle der Sprichwörter spiegle die Fülle der menschlichen Möglichkeiten.¹¹ Jedoch: Formal bleibt der Tatbestand einander entgegenstehender Sprichwörter bestehen; nicht nur praktisch werden von den einzelnen Sprichwörtern andersartige Folgerungen gezogen, darüber hinaus stehen neben den moralischen die

unmoralischen Sprichwörter. Der Mensch wird vom Sprichwort nicht nur in seiner Tugend, sondern auch in seiner Erbärmlichkeit erfasst, nicht nur in seiner Fähigkeit, sich und die Welt zu gestalten, sondern auch in seinem Hang, sich anzupassen, im Guten wie im Bösen. Innerhalb der Gattung Märchen ist der Held, der vom Schicksal begnadet und vom Erzähler ebenso wie von den Hörern bejaht wird, bald keck, bald weinerlich, bald fleissig, bald faul, den Jenseitigen gehorsam oder ungehorsam, mitleidig gegen sie oder unbarmherzig, nicht selten auch betrügerisch. Auch hier kann man versuchen, alles auf einen Nenner zu bringen; man behilft sich z. B. mit symbolischer Deutung – wenn der Märchenheld die um drei Wunderlinge streitenden Riesen betrügt und ihnen alle drei wegnimmt, so bedeuten die Riesen Triebkräfte in seiner Seele, denen er die Verfügungsgewalt über das Höchste nehmen muss, die er überlisten darf und soll – so sieht es der Märcheninterpret Jungscher Richtung; aber ganz abgesehen von der Frage der Verbindlichkeit solcher Deutung ist auch hier zu sagen, dass auf dem vorderen Plan, auf der Ebene der in Erscheinung tretenden Bilder die Widersprüche eben bleiben. Es hilft auch nicht zu erklären, dass die einzelnen Figuren und Haltungen nur innerhalb des Gefüges der jeweiligen Erzählung interpretiert werden dürfen. Das stimmt nicht, sie stehen nämlich – es sei erlaubt, hier eine Ausdrucksweise der Sprachwissenschaft anzuwenden – nicht nur in einem syntagmatischen, sondern auch in einem paradigmatischen Zusammenhang. Jeder Mensch kennt viele Sprichwörter, jeder Hörer oder Leser von Märchen und Sagen kennt viele Erzählungen; die Vielzahl der einem einzelnen Menschen vertrauten Volksmärchen bildet eine Welt für sich, eine Welt, die eben auch Widersprüche enthält, Widersprüche, die sich nicht einfach hinweginterpretieren lassen. Sie zeigen den Menschen als ein in sich widersprüchliches Wesen. Wunsch und Erfahrung, Gelüst und Weisheit, Sichgehenlassen bis tief ins Unflätige hinein und das Bedürfnis, Werte zu setzen und Kritik zu üben, äussern sich wechselweise innerhalb der verschiedenen Gattungen der Volksliteratur.

Wie aber stehen die Gattungen zueinander? Sprichwort, Märchen und Legende, alle drei formal fest gefügt, geben Sicherheit oder versuchen es zu tun; die Volkssage hingegen, auch in der Formulierung tastend, zeigt die Ungeborgenheit, die Unsicherheit, die Gefährdung des Menschen. Die Rätselhaftigkeit des Daseins wird gerade nicht in der Gattung Rätsel dargetan, dort werden die Rätsel ja gelöst, sondern in der Gattung Sage. In ihr kommt daher auch die Angst zur Geltung. Wendungen wie: «Die Haare standen ihm zu Berge», «er zitterte» oder «er schwitzte vor Angst» sind in der Volkssage häufiger als alle anderen Redefiguren. Die Krankheit zum Tode, hier ist sie daheim; die Menschen, die von einer unheimlichen Macht berührt worden sind, gehen als Verstümmelte aus der Bewegung hervor oder als Fiebernde, drei Tage später sind sie tot, oder sie verfallen dem Irrsinn. Die Gegenbilder, die Möglichkeiten der Auszeichnung durch eine rätselhafte Instanz oder des Sieges über eine unheimliche Bedrohung sind innerhalb der Gattung Sage auch da, aber die Darstellung der Ungeborgenheit dominiert, während das Märchen umgekehrt gerade die Geborgenheit des Menschen herausarbeitet. Dies nun ist kein absoluter Widerspruch. Es besteht eine Art Arbeitsteilung der Gattungen. Arbeitstei-

lung schon im zeitlichen Sinn. Wenn wir danach fragen, in welcher Reihenfolge sie heute, da das Erzählen von Märchen und Sagen im Kreise der Erwachsenen geschwunden oder wenigstens geschrumpft ist, an das Kind herantreten, so stellen wir sogleich fest, dass es zuerst Märchen und nachher Sagen in sich aufnimmt. Der Märchenheld durchschaut die Daseinszusammenhänge nicht, aber sie tragen ihn. Das Volksmärchen erfüllt das Kind mit Vertrauen. Erst wenn diese Grundlage gelegt ist, öffnet es sich auch der Sage, die den Menschen als Ungesicherten und zugleich als Grübelnden, Fragenden darstellt. Die Sage ist gleichsam eine Frage, das Märchen eine Antwort. Es ist bedeutsam, dass das Kind zuerst die *Antwort* und erst nachher die Frage kennen lernt. Eh es die Fragwürdigkeit des menschlichen Daseins in den Blick bekommt, hat es den Menschen gesehen als einen, der aufbricht, Aufgaben zu lösen, und der dabei ins Königtum hineinwächst. Die Aussagen der beiden Gattungen widersprechen einander nur scheinbar, sie ergänzen einander. Das Märchen zeichnet aus der Fernsicht ein Bild des im Weltganzen geborgenen, mit innerer Sicherheit seinen Weg gehenden Menschen. Die Sage aber, die auch in der Gestaltungsweise individueller ist als das starr stilisierende Märchen, gibt die Nahsicht, sie zeigt den Menschen in der Situation der Ratlosigkeit, die Verlorenheit. Beide Menschenbilder haben Wahrheit. Das Märchen visiert mehr die Gattung Mensch, die Sage mehr das Individuum. Dem Kinde gibt sie, auf dem sichernden Grunde des Märchens, eine neue Perspektive.

Das Entstehen von Gattungen gehört zur Ökonomie des menschlichen Geistes. Die verwirrend vielen Möglichkeiten des Menschseins werden kanalisiert. Jede Gattung formt eine bestimmte Möglichkeit des menschlichen Seins kräftig aus und schirmt den Blick gegen andere Möglichkeiten ab, teilweise so rein, dass gewisse Dinge in bestimmten Gattungen einfach nicht möglich sind. In Sagen und Schwänken verfällt der Mensch nicht selten dem Irrsinn, im Volksmärchen sind Wahnsinnige kaum denkbar, sie kommen so gut wie gar nicht vor. Die Figur des Selbstmörders, im Märchen ganz selten und auch in der Sage nicht im Vordergrund, ist in der Ballade häufig und wichtig. Im Märchen und auch in der Sage wird der Mensch, in jeder der beiden Formen in charakteristisch anderer Weise, von Ratgebern und Helferfiguren behütet oder geleitet. In der Ballade ist er stärker auf sich zurückgeworfen; Ratschläge führen ins Unheil, und Helfer können oft nur noch rächen, nicht mehr helfen. Die Lieblingsfarben des Volksliedes, grün und braun, treten im Volksmärchen völlig zurück, wohl aus eben demselben Grunde, weshalb sie im Volkslied bevorzugt werden: weil sie die Farben der lebendigen, atmenden Natur sind, während das Märchen dem Unverweslichen, dem Metallischen und Mineralischen zustrebt. As white as milk, ein in Balladen besonders beliebter Vergleich, findet sich im Märchen kaum je, und as black as pitch, pechschwarz, im Rätsel beliebt, wird von der Ballade gemieden.¹² So rein scheiden sich die Gattungen, und das nicht durch die Kraft eines individuellen künstlerischen Willens, sondern durch weltweiten Konsens anonymer Erzähler und Hörer. Solches bezeugt die innere Notwendigkeit der Gattungsbildung. Der Mensch kann sich nicht gleichzeitig aller seiner Möglichkeiten vergewissern und noch weniger sie alle gleichzeitig erfüllen. Im

Wechsel der verschiedenen Gattungen, in denen er sich, schaffend oder aufnehmend, ergeht, wird er ihrer wechselweise inne. In der Volksliteratur prägt sich über alle National- und Epochenstile hinweg und trotz der Möglichkeit des Stilwandels, die in der Volksdichtung *auch* besteht, die verschiedene Art und Zielrichtung der Gattungen kräftig aus.

So greifen denn die einzelnen Gattungen auch verschiedene *Themen* auf. Der Abschied, eine Grundsituation des Daseins, kommt vor allem im Volkslied zur Geltung, fast über dessen ganze Breite hin; der Druck des Schicksals und der Leidenschaft in der Ballade, die glückhafte Begegnung im Märchen, die problemreiche in der Sage; Regeneration, Erlösung aus einer Entfremdungsform wieder im Märchen, das die Spuren alter Initiationsriten zu tragen scheint, Initiationsriten, die den Menschen in einen symbolischen Tod und dann zur symbolischen Auferstehung führten. Andere Themen gehen durch mehrere Gattungen hindurch und tragen unterschwellig zu deren inneren Verbindung bei. Es sind vor allem die grossen Menschheitsthemen des Zwiespalts zwischen Schein und Sein, der Grenzsetzung, der Selbstverfangenheit des Menschen, der Möglichkeit der Überwindung des Grossen durch das Kleine. Dabei dienen die gleichen Bausteine der Gestaltung und der Aussage. Im Märchen sind die zahlreichen Verbote und Bedingungen ein Element des linienscharfen Stils und zugleich ein Ausdruck des Gefühls, dass der Mensch nur innerhalb fester Grenzen gedeihen könne. Wenn Bösewichter durch ihr eigenes Urteil zugrunde gehen oder Hexen im eigenen Ofen verbrannt werden, so bringt das zum Ausdruck, dass der Mensch sich im eigenen Netz zu verfangen Gefahr läuft, und ist gleichzeitig künstlerische Ökonomie. Die zahlreichen Ratgeber und Helfer im Märchen und in der Sage sind ein technisches Mittel, die Erzählung auszugliedern, und zeigen zugleich den Menschen als einen, der auf Hilfen angewiesen ist und der solche Hilfen auch wirklich empfängt. Tabuverletzungen bedingen eine neue Episode, einen Umweg, sie bewirken also eine willkommene Verlängerung der Erzählung, oft auch eine Erhöhung der Spannung; zugleich aber entsteht das Bild des Umwege machenden Menschen, ein Bild, das so oft wiederkehrt, dass in den Märchenhörern und -lesern der Eindruck entsteht, dieser Zug gehöre zum Wesen des Menschen.

Wie manche Themen, so gehen auch bestimmte Strukturen durch mehrere oder durch alle Gattungen. In allen Gattungen, wenn auch in ganz verschiedener Art, stellt sich ein Gleichgewicht zwischen Freiheit und Bindung her. Im Märchen in der Weise, dass der starren Wiederholung die Variation gegenübersteht, der festumrissenen Figur ihre Beweglichkeit und Schwerelosigkeit, der formelhaften Präzision der Handlung die Phantastik der Verwandlungen. In der Sage so, dass Elemente der Unbestimmtheit und solche der Bestimmtheit einander die Waage halten, im Schwank derart, dass behaglichem Sichgehenlassen ironische Distanzierung zur Seite geht, der Triebgebundenheit die Freiheit des Geistes. Und das Sprichwort, das an sich zur Bündigkeit, zur schlagenden Formel neigt, löst oft sich auf in freie Anspielung. In solcher vielfältig und verschiedenartig sich herstellenden Einheit von Freiheit und Bindung liegt wohl die bedeutsamste Aussage der Volksliteratur

über Sein und Seinsollen des Menschen. Andere das Wesen des Menschen und der Welt charakterisierende Stilfiguren prägen sich in einzelnen Gattungen aus. So lässt sich im Volksrätsel und, das ist besonders aufschlussreich, auch in der Legende ein starker Zug zum Paradox nachweisen. Wenn in inhaltlichen Aussagen menschliches Selbstverständnis sich unmittelbar ausspricht, so äussert es sich in künstlerischen Strukturen mittelbar, unbeabsichtigt und eben deshalb um so überzeugender. Rätsel und Legende spiegeln die Situation des Menschen als wesentlich paradox, während Absurdes im Schwank und im Kindervers zutage tritt. Im Schwank wird es, ohne sein bedrohliches Gesicht ganz zu verlieren, verlacht. Im Kindervers wird heiter mit ihm gespielt.

Die Volksliteratur im eingangs definierten Sinn ist heute an manchen Fronten im Rückzug. Aber sie ist beharrlich und feiert oft fröhliche Urständ. Mit Märchen, Sagen, Schwänken und Legenden, aber auch mit Sprüchen, Liedern und dramatischen Spielen, die ins Kinderland gesunken sind, wächst der Mensch auf. Und wenn wir gesagt haben, dass das Sprichwort heute vom gebildeten Städter und namentlich vom Jugendlichen nicht mehr gerne gebraucht werde – es kommt durch die Hintertür unversehens wieder in unsere Welt herein. Jeder Zeitungsleser kann beobachten, dass Politiker und politische Journalisten heute in ihren Darlegungen lieber Sprichwörter heranziehen als geflügelte Worte von Schiller oder Shakespeare. Da mag wiederum ein Stück Snobismus mit im Spiel sein. Aber es zeigt zugleich das Beharrungsvermögen der Volksliteratur. Wir gehören alle zum Volk, ständig wirken Fragmente der Volksliteratur auf uns ein. Da mag es denn nicht ganz gleichgültig sein zu erkennen, dass das Menschenbild der uns alle in gewissem Grade prägenden Volksliteratur nicht seicht und eindeutig, sondern reich und nuanciert, in manchem in sich selber widersprüchlich und doch nicht ohne übergreifende Einheit, nicht ohne inneren Zusammenhalt ist.

Anmerkungen

- ¹ Richard Weiss, *Volkskunde der Schweiz* (Erlenbach-Zürich 1946) 11.
- ² s. André Jolles, *Einfache Formen* (3. Auflage Tübingen 1968) 155–160. – Mathilde Hain, *Sprichwort und Volkssprache* (Giessen 1951) 36–51.
- ³ s. dazu Friedrich Ohly, *Vom Sprichwort im Leben eines Dorfes*. In: *Volk Sprache Dichtung*, Festschrift für Kurt Wagner (Giessen 1960) 284 («elliptisches Zitieren»). Vgl. auch Mathilde Hain (wie Anm. 2) 61 f.
- ⁴ vgl. dazu Lutz Röhrich, *Gebärde Metapher Parodie* (Düsseldorf 1967) 181–214.
- ⁵ Werner Krauss, *Die Welt im spanischen Sprichwort*. In: *Studien und Aufsätze* (Berlin 1959) 76 f. – Arnold Büchli, *Mythologische Landeskunde von Graubünden*, 2. Teil (Aarau 1966) passim (z. B. 240, 284 f., 739).
- ⁶ Peter R. Hofstätter, *Gruppendynamik* (Reinbek bei Hamburg 1957) 158.
- ⁷ Erich Kästner, *Gesammelte Werke*, Bd. I, *Gedichte* (Zürich 1959) 44 (erster Vers des Gedichts «Hymnus an die Zeit», aus: *Herz auf Taille*, Leipzig 1928; vgl. Lutz Röhrich (wie Anm. 4) 212.

-
- ⁸ Hermann Bausinger, Volkssage und Geschichte. In: Württembergisch Franken 41 (1957) 128. Derselbe, Formen der «Volkspoesie» (Berlin 1968) 182.
- ⁹ s. dazu Hedwig von Beit, Symbolik des Märchens (Bern 1952–1957).
- ¹⁰ Bote ohne Adresse: Elfriede Moser-Rath, Predigtmärlein der Barock-Zeit (Berlin 1964) 207 f., 461. – Bote ohne Auftrag: Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, ed. Johannes Bolte (Berlin 1924) Nr. 731; vgl. Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature, Vol. IV (Copenhagen 1957) Motiv J 2192.
- ¹¹ Hermann Bausinger, Formen der «Volkspoesie» (Berlin 1968) 198.
- ¹² s. Archer Taylor, Proverbial Comparisons and Similes from California (Berkeley and Los Angeles 1954) 7.